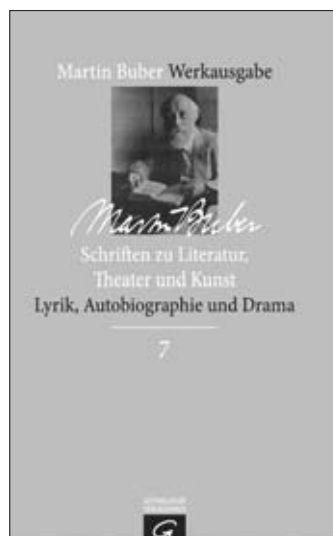


**Martin Buber Werkausgabe Bd. 7 (2016):
Schriften zu Literatur, Theater und Kunst
Lyrik, Autobiographie und Drama,
herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von Emily D. Bilski, Heike Breitenbach,
Freddie Rokem und Bernd Witte**
Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 911 Seiten
ISBN 978-3-579-02682-4



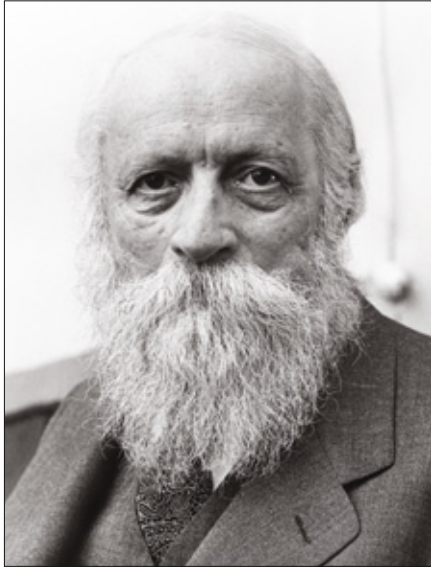
Auch dieser 7. Band der Martin Buber Werkausgabe (Einleitung; Literatur; Autobiographische Schriften; Theater; Kunst; Archivmaterialien; Kommentar) ist wie seine Vorgängerbände höchst professionell und präzise ediert, und in den einzelnen Schriften tritt uns ein anderer Buber, zum Teil ein junger Buber, der Dichter werden wollte, entgegen.

Die Reihe der veröffentlichten Gedichte sprechen anders als die Gedichte an seine Frau Paula noch die uns befremdende Sprache des 19. Jahrhunderts. Buber wollte in seinen jungen Jahren mit Hilfe der Poesie, von Kunst und Theater eine »Wiedergeburt des jüdischen Volkes« erreichen (S. 16), eine Jüdische Kunst etablieren, wie er es 1901 auf dem 5. Zionistenkongress vortragen hat (S. 470–487). Die Gemeinsamkeiten des jüdischen Volkes werden mit Begriffen wie »Blut, Schicksal, kulturschaffende Kraft« (S. 18) u.a. (»Gott mit uns«, S. 72) umschrieben – Begriffe, die heutzutage fremd scheinen, weil sie anders konnotiert sind und so zum Widerspruch reizen.

In den Gedichten *Purim-Prolog* (S. 76f), *Zwei Tänze* (S. 88–90), *Elijahu* aus 1904 (S. 91), *Das Wort an Elijahu* (S. 92) nimmt Buber biblischen Stoff auf und transferiert ihn in seine Jetztzeit, die als »jungjüdische Bewegung« charakterisiert wird (S. 21), woraus sich dann später der sog. *Kulturzionismus* Bubers speist, der dann in aktiven Gegensatz zum politischen Zionismus Herzls geraten wird. Die Gedichte an Paula lassen sich als fortwährende Zwiesprache mit ihr sehen (S. 24). Im *Gedicht an Paula* heißt es deswegen auch am Schluss: »Zwiesprache wars und ists mit Dir« (S.135). Im Gedicht *November* thematisiert Buber den Novemberprogramm von 1938 (gewidmet seinem Schwiegersohn Lud-

wig Strauß (1892–1953)): Nazigräuel gegen die Gewissheit: »Unser Wort ist gebunden« (MBW 11, S. 97). Hier wird die jüdische Linie Bubers vergleichbar mit Paul Celan, Rose Ausländer oder Hilde Domin.

Buber betätigte sich in seinem journalistisch-feuilletonistischen Werk immer wieder auch als Literaturkritiker – erhellend ist die Liste entsprechender Werke auf S. 28f, die über die Martin Buber Werkausgabe verstreut sind. In *Ein Wort über Franz Kafka* schreibt Buber (1924): »Aber indem wir uns mit ihm (= Franz Kafka, SWE) zu schaffen machen und die Verstrickungen des konkreten Widersinns erleiden, werden wir dann nicht gerade da und so, immer wieder, es nicht wahrhaben wollend, in grausamer Heiligung, des Sinns inne, der sich eben ganz und gar nicht unserartig erweist und doch als der uns zugekehrte, quer durch all den Brodem zu unsern Herzkammern vorstoßende, die er im letzten, im rechten Augenblick, doch noch erreicht und einnimmt« (S. 224)? In den edierten literarischen Texten und Briefen wird etwas spürbar von der Zuwendung Bubers zu Schriftstellern und ihren Werken und der Liebe, die er zum Beispiel Goethe oder Hölderlin und auch Hesse entgegenbringt, was für ihn Wesensmerkmal war (zum Beispiel S. 238) oder auch: »Nicht die Morgenlandfahrer und die Glasperlenspieler allein grüßen dich heute in aller Welt, Hermann Hesse. Die Diener des Geistes in aller Welt rufen dir mitsammen einen großen Gruß der Liebe zu. Überall, wo man dem Geiste dient, wirst du geliebt« (S. 257).



Martin Buber.

Ein Juwel dieses Bandes stellen die autobiografischen Schriften Bubers dar, in denen das Besondere, wie zum Beispiel in den Erzählungen *Die Mutter* (S. 274f) oder *Die Großmutter* (S. 275f), einer dialogischen oder auch nichtdialogischen Beziehung (= »Vergewinnung«) erinnert wird.

Das Theater war für Buber eine wesentliche Quelle der Imagination und Inspiration (S. 38) – die Sammlung vorliegender Texte sind Gelegenheitsstücke und beziehen sich ähnlich wie die Gedichte auf die von Buber angestrebte Jüdische Renaissance. Das Theater war für Buber immer schon eine Kunstform mit emotionaler Bedeutung (S. 38), die aber Einfluss auf seine kognitive Entwicklung gehabt hat (S. 39). Er schreibt in »Wien« (S. 284f): »Was aber am stärksten auf mich wirkte, war das Burgtheater, in das ich mich oft, zuweilen Tag um Tag, nach mehrstündigem Anstellen drei Treppen hoch stürzte, ... war es doch das Wort, das richtig gesprochene Menschenwort, was ich recht eigentlich in mich aufnahm« (S. 285). Was Buber später beklagen wird im Rahmen der Zeit seiner Zusammen-

arbeit mit dem Halima-Theaterkollektiv, war das Fehlen hebräischer Dramen. Er selbst steuerte mit dem Drama *Eisik Scheftel. ein jüdisches Arbeiterdrama* ein Theaterstück bei (S. 317–369). Buber engagierte sich in der Hochschule für Bühnenkunst (Angliederung an das Düsseldorfer Schauspielhaus) (S. 47) – später wurde Bubers Schwiegersohn Ludwig Strauß Dramaturg und Regisseur am Düsseldorfer Schauspielhaus (S. 48).

Buber schrieb in der Zeitschrift *Masken* einen bemerkenswerten ästhetisch-poetischen Beitrag zu Drama und Theater: Das Schauspiel »entstammt dem elementaren Antrieb, dem Abgrund zwischen Ich und Du, der durch die Rede überbrückt wird, durch Verwandlung zu überspringen; dem Glauben des primitiven Menschen, er könne, wenn er Aussehen und Gebärden eines anderen Wesens, eines Tieres, eines Heros, eines Dämons annimmt, zu diesem anderen Wesen werden« (S. 439). Oder auch: »Das Wort, das den ganzen Leib durchzückt, das Wort, dem alle Gebärde dienend und helfend sich fügt, das Wort, um das alle Bildsamkeit der Bühne sich rahmend baut und umbaut, das strenge, vom Wunder der Sprache überwölbte Gegenüber von Ich und Du, das allem Spiel der Verwandlungen gebietet, das Mysterium des Geistes webend in allen Elementen, dies ist das rechtmäßige Verhältnis zwischen Drama und Theater« (S. 440).

Buber studierte 1897–1905 in Wien Kunstgeschichte – trotz der wenigen Veröffentlichungen ist dieser Teil des Buberschen Lebens nicht zu unterschätzen (S. 52), hervorzuheben wären Bubers »ästhetischer Scharfsinn«, »seine Begabung für den genauen Blick« (S. 53): »Der Mensch wird Mensch, indem er bauend den Raum vermenschlicht« (S. 839).

Dem jüdischen Künstler Leopold Krakauer setzt Buber mit seiner Schrift *Der Zeichner Krakauer. Zu Schloschim* (19.1.1955) ein künstlerisches Denkmal (S. 508f): »Seine tiefe Erfahrung des einsamen Leidens ist das treibende Motiv seiner Graphik, seine Baukunst hingegen ist von einer Sehnsucht nach Gemeinschaft und Heiterkeit getragen« (S. 509).

Wilhelm Schwendemann